

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

104 (6.5.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 34

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 34.

Karlsruhe, Dienstag den 6. Mai 1913.

33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 34:

Bei den Mi-Sjanga. — Sagenbed als Tierhändler. — Merlei. — Eingegangene Bücher. — Für unsere Frauen.

Bei den Mi-Sjanga.

Eine alarmierende Nachricht geht soeben durch die Presse: die deutsche Grenzexpedition in Neu-Kamerun ist von dem Menschenfresserstamm der Mi-Sjanga überfallen worden. Es dürfte unser Leser interessieren, näheres über diesen fast unbekanntem Stamm zu erfahren, der es wagte, der deutschen Schutztruppe Widerstand zu leisten. Wir bringen daher an der Hand des prächtig ausgestatteten, spannenden Werkes „Vom Kongo zum Niger und Nil“ des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, das soeben bei Brockhaus erschien, mit Erlaubnis des Verlegers einige Schilderungen über die Mi-Sjanga. Dr. Arnold Schulze, der als Teilnehmer der Expedition des Herzogs gerade dieses Gebiet bereiste, erzählt:

Immer häufiger bekamen wir jetzt die Anwohner des Flusses, die familiösen Mi-Sjanga, zu Gesicht. Während in der freien Parklandschaft, wo an geeigneten Plätzen kein Mangel ist, die Dörfer der Eingeborenen verstreut liegen und daher wenig in Erscheinung treten, sind sie hier, wo die Auswahl an günstig gelegenen Baustellen keine große ist, auf schmale Streifen längs des Ufers beschränkt, die dem Urtwald abgenommen wurden und nach dem Wasser zu von dem senkrecht abgepaltenen Bord des Flusses begrenzt werden. Das Erscheinen eines Dampfers scheint für diese Naturkinder trotz des nun schon Jahre bestehenden europäischen Verkehrs immer noch ein Ereignis zu sein, denn alt und jung bildet gaffend und mit offenen Mäulern Spalter, die Weiber in dem blinkenden Schmutz gewichtiger eiserner, messingener Weinspiralen und mit turbanartigen, unter Kopftüchern verborgenen Frisuren, die Männer schaurig ansehend durch die Zöpfe, zu denen die Haare der Schläfen und oft auch die des Stirnbartes ausgeflochten sind.

Bei dem Holzplatz Vitunda, den der Dampfer anlieft, war ein längerer Aufenthalt geplant, weil sich am Kessel irgendein Schaden gezeigt hatte. Hier hatte ich ein kleines Abenteuer, das unter Umständen für mich recht unangenehm hätte werden können.

Da die Sonne schließlich zum Durchbruch kam, ging ich mit einem meiner Kamerunboys, dem seine Wohlbeleibtheit später den Namen „Matabum“ (soviel wie „Dickwan“) eintrug, an Land. Wir verfolgten einen gewundenen Weg im dichten Sekundärwald. Auf dem Stückweg ging ich etwas vom Pfad ab, als plötzlich der Boden unter meinen Füßen schwand und ich in die Tiefe stürzte. Ich hörte, wie der Junge erschreckt „Massa, Massa“ rief, und fand mich zu meiner großen Bestürzung in einer von den Mi-Sjanga geschickt angelegten Fallgrube. Zunächst sah ich gar keine Möglichkeit wieder herauszukommen, da die über drei Meter tiefe Grube sich birnenförmig nach unten erweiterte und meine Versuche, an den Wänden emporzuklimmen, sofort die Erde zum Nachstürzen brachte. Aber schnell hatte sich mein Begleiter auf die Erde geworfen und mir mit Hilfe eines langen Stodes herausgeholfen, wobei ihm in dessen Vor Entsetzen die Tränen über seine dicken Waden liefen. Ein unbehagliches Gefühl beschlich mich bei dem Gedanken, was passiert wäre, wenn ich den Spaziergang allein gemacht hätte, und ich pries im Innern meine Gepflogenheit im afrikanischen Busch niemals ohne Begleitung auszugehen.

Meine ethnographischen Studien waren, abgesehen von allem anderen, mit ziemlich beträchtlichen körperlichen Anstrengungen verknüpft. Ich meine damit nicht die weiten Gänge, die ich in die Dörfer machte, um Ethnographica einzuhandeln, auch nicht den Besuch der weillässig angelegten Formen oder der Bläse im Walde, wo die für den

Leben; wir erfahren ihre Lebensgeschichte von frühester Kindheit an und erhalten Einblick in das Milieu, aus dem die Mädchen hervorgehen und in das sie nach der Arbeit täglich zurückkehren: die Lebens- und Erwerbsverhältnisse der Eltern und Geschwister, die Lebenshaltung der Familie, wie sie auf dem Gesamteinkommen basiert.

Was alle diese Mädchen in die Fabriken treibt, ist die bitterste Not. Aber es ist nicht die Arbeit selbst, welche den Mädchen in den Fabriken zufällt, was sie bedrückt, weder die äußeren Arbeitsbedingungen der Betriebe, noch die Tätigkeit, die sie dort ausüben, sondern die gedrückte Lage der Familien, denen sie angehören, und ihr geringer Verdienst. Dazu kommt noch, daß innerhalb der Gesamtfamilie die weiblichen Mitglieder meist in höherem Grade belastet sind, als die männlichen.

Von den Mädchen lebten 73,3 Proz. bei den Eltern, 16,7 Proz. bei der Mutter ohne Vater und 3,7 Proz. bei fremden Leuten, die übrigen bei Verwandten oder beim Vater ohne Mutter. Ausnahmslos handelt es sich um Arbeiterfamilien mit geringem Einkommen oder zahlreichen Kindern. Der Durchschnittsmonatslohn für Arbeiterinnen im Alter von 14 bis 15 Jahren betrug 6,40 Mk., der Mädchen im Alter von 16 bis 17 Jahren 9,46 Mk. und im Alter von 18 Jahren 11,45 Mk. Im Stundenlohn verdient keine Arbeiterin mehr als 2 Mk. pro Tag und nur im Monat brachte es einzelne bis auf 13,35 Mk. pro Woche. Wenn solche Mädchen allein stehen, nicht in der Familie ihrer Eltern leben können oder keine Eltern mehr haben, geht es ihnen furchtbar schlecht. Die Wochenausgaben einiger dieser Mädchen teilt Dr. Mosa Kempf mit. Eine 18jährige Arbeiterin, die im Afford arbeitet, verdient wöchentlich 8 Mk. Ihre wöchentlichen Ausgaben setzen sich wie folgt zusammen:

Wohnung mit Frühstück und Abendkaffee . . .	3,00 Mk.
Brot	1,40 Mk.
Mittagsessen, sechs mal zu 30 Pfg.	1,80 Mk.
Mittagsessen am Sonntag	0,50 Mk.
Seife, Bügelsohlen usw. für eigene Wäsche . . .	0,20 Mk.
Versicherungs- und Gewerkschaftsbeiträge . . .	0,88 Mk.

Zusammen 7,78 Mk.

Es bleiben dem Mädchen also wöchentlich 22 Pf. übrig, wovon es Kleider kaufen und die übrigen Bedürfnisse decken soll! Eine Arbeiterin, die 13,50 Mk. wöchentlich verdient, also den Höchstlohn erreicht, gibt wöchentlich 7 Mk. für Wohnung, Frühstück, Mittag- und Abendkost aus, aber ohne Brot, ihr bleiben nach Deckung der übrigen Ausgaben für Brot, Wäsche, Versicherungs- und Gewerkschaftsbeiträge noch 3,32 Mk. die Woche übrig. Aber wie ärmlich müssen Wohnung und Essen beschaffen sein bei diesen geringen Aufwendungen! Einige dieser alleinlebenden Mädchen sind aber auch Mütter. Mosa Kempf hat das Budget einer 28jährigen Fabrikarbeiterin aufgenommen, die von ihrem Verdienst ein siebenjähriges Kind erhalten muß. Sie arbeitet mehrere Jahre in der gleichen Fabrik und erzielt dort in der guten Zeit, das heißt sieben, höchstens acht Monate im Jahre, in Affordarbeit bis höchstens 13 Mk. wöchentlich; zur Zeit der Aufnahme nur 8 Mk., manchmal sogar weniger. Für Wohnungsmiete, Versicherungs- und Gewerkschaftsbeiträge und den Knabenhof gab sie 3,06 Mk. die Woche aus. Für die Ernährung für Mutter und Kind, einschließlich der 60 Pf. für Suppenbilletts des Knaben zahlte sie 4,20 Mk. die Woche. Es blieben ihr also nur 7 Pf. übrig! Wie die Kost um solchen Preis beschaffen sein muß, zeigt der Speisezettel: Morgens Milchsuppe mit Hausbrot, das gleiche abends für beide; mittags für beide Suppe, jene für die Mutter möglichst dick eingekocht, in der Brotzeit für die Mutter bei schwerer Arbeit ein Stück Hausbrot und vielleicht einen Schluck Kaffee, Fleisch in äußerst geringer Menge, nur Sonntags; das meiste, was gekauft wird, ist nur Fett, welches die ganze Woche Schmalz und Butter ersetzen muß. Keine Butter und kein Ei kommt ins Haus. Schuhe und Kleider und Haushaltsgegenstände können nur in der Zeit gekauft werden, in welcher die Fabrik höheren Lohn abwirft. In dieser Zeit müssen auch Holz und Kohlen auf Vorrat gekauft oder hierfür Ersparnisse gemacht werden, denn für alle unermesslichen Kleidungsansgaben sowie für Beleuchtung und Waschmittel bleibt nichts in den Monaten schlechten Geschäftsganges als 77 Pf.!

Das Leben der bei den Eltern oder nur bei der Mutter wohnenden Mädchen gestaltet sich aber keineswegs wesentlich besser, teilweise noch schlechter. Denn von ihrem Lohn geht ja ein beträchtlicher Teil zur Unterstützung der Familie ab. Dr. Mosa Kempf hat zahlreiche Haushaltungsbudgets aufgenommen und kommt dabei zu dem Resultat, daß von dem Familieneinkommen ein weit größerer Teil, als durch die rechnerischen Einheiten angegeben wird, auf den Bedarf des Familienvaters und der erwachsenen Söhne fällt, und daher ein noch geringerer Teil für Frau und Kinder, das heißt auch der bereits arbeitenden Mädchen bleibt. Die Männer brauchen mehr für die Kleidung, sie erhalten aber auch abends und zu den Brotzeiten ein besseres Essen, Wurst, Fleisch, Bier, und außerdem beanspruchen sie ein

Taschengeld, von dem sie sich außer Bier und Zigaretten auch Theaterkarten kaufen. Eine Familie mit zwei erwachsenen Männern, berufloser Mutter, zwei erwachsene Fabrikarbeiterinnen, einem 17jährigen Lehrling, zwei Schullindern und kleinen Kindern kauft täglich zur Mittagsmahlzeit 1 1/2 Pfund fettes Ochsenfleisch, das in der Weise verteilt wird, daß die vier Kinder überhaupt kein Fleisch erhalten, der Vater und der erwachsene Sohn je einen Teil, die Fabrikarbeiterinnen und der jüngere Bruder je drei Viertel, die Mutter aber die Hälfte dessen erhält, was auf den Vater trifft. Eine andere Familie besteht aus zwei erwachsenen Männern, berufloser Mutter, einer 17jährigen Fabrikarbeiterin und drei Schullindern. Die beiden Männer essen mittags und abends auswärts, und zwar immer reichlich. Mutter und Tochter müssen sich dafür mit dem Essen sehr einschränken. Eine Familie mit schwer arbeitender Mutter, 23jährigem Sohn, 18jähriger Fabrikarbeiterin und zwei Schullindern kauft täglich ein Pfund mageres Rindfleisch, wovon 1/2 Pfund der Sohn isst. Familie mit Vater, berufloser Mutter, 17jähriger Fabrikarbeiterin und 16jährigem Kaufmädchen, drei Schullindern und drei vorschulpflichtigen Kindern kauft täglich 1/2 Pfund Fleisch, wovon 300 Gramm eßbar sind. Nach der übereinstimmenden Aussage von Mutter und beiden Töchtern ist der Vater das Fleisch allein, die anderen Familienglieder haben nur Teil an dem besseren Geschmack der Suppe und teilen sich in den Ausschmitt (Leder, Milz usw.). So ist es meistens! Vater und Sohn genießen aber auch in den Brotzeiten Wurst, Boreffen, Nippel usw., während von allen befragten Mädchen nur 10 Prozent angeben, in den Pausen zu ihrem Stief Brot die Zutat von 10 Pf. Wurst oder Käse sich leisten zu können. Wie ein Organismus bei denartiger Ernährung immer noch so viel Arbeit zu leisten vermag, ist erstaunlich, sagt Mosa Kempf, die sich durch Augenschein von der Ernährungsweise der jungen, im Wachstum begriffenen Mädchen überzeugt hat. Das Aussehen der Mädchen entspricht auch dieser ihrer Ernährung. Fast alle haben die ausgesprochenen Zeichen der Blutmangel an sich. Kräftige, vollentwickelte Gestalten sind nur selten. Sobald eine besondere Schädigung auf den Organismus einwirkt, muß seine Widerstandskraft verfallen. Dazu sind auch Fälle ausgesprochenen Kränklichkeit ziemlich häufig und wären noch häufiger, wenn nicht die Not die Mädchen abhielte, sich dem Gefühl der Krankheit hinzugeben. Was für eine Generation kann abflammen von schwächlichen Müttern, fragt mit Recht Mosa Kempf, und welche enorme Belastung muß den Frauen mehr und mehr durch solche schwächliche Jugend erwachsen!

Nicht die Fabrikarbeit an sich ist aber die Ursache dieser Schwächlichkeit und Kränklichkeit, sondern die gänzlich ungenügende Ernährung und der Mangel fast jeglicher Körperpflege außerhalb ihrer Arbeitszeit: die fehlende Kost und die fehlende Bewegung im Freien. Denn die Mädchen müssen nach der Fabrikarbeit im Haushalte helfen und ihre Wäsche besorgen und die meisten Kleidungsstücke selbst verfertigen. Verfragt, wie es über sein Leben und die Zukunft denke, schrieb ein 15 1/2 Jahre altes Mädchen an Mosa Kempf: „Möchte ich nur mitteilen, daß ich über meine Zukunft weiter nichts niederschreiben kann, da ich ja alle Tage, wie sie kommen, arbeiten und Sorge tragen muß, daß ich meine alte kränklige Mutter unterhalten kann; denn was bleibt einem armen Teufel übrig als trachten, daß man sich viel verdienen kann, da jetzt in dieser Zeit alles so teuer ist. Darum muß ich mein Brot in den Fabriken verdienen, weil ich, wenn die Woche aus, mein Geld in die Hand bekomme, um leben zu können. Doch habe ich auch meine freie Zeit, wo ich im Hauswesen mithelfen muß, da ja meine Mutter seit Jahren leidend ist.“ Und dieses so schwer arbeitende und darbenende Mädchen ist ein strotzendes Kind von 15 Jahren, trummbeinig und mit ganz verzogenem rechten Arm, schwächlich und abgemagert! „Meine Jugendjahre waren nicht recht glänzend“, schreibt eine 18jährige, „sondern mußte mir mein Brot schon früh verdienen, zudem ich immer kränzlich bin und schwächlich war. Als ich aus der Werktagsschule kam, diente ich ein Jahr in einem Geschäftshaus wie auch in Privat. Da ich immerwährend Schmerzen hatte, fand ich das Bütteneinziehen praktisch, wogegen ich auch Freunde an diesem Beruf hatte. Dabei ich dann meiner Mutter viel unter die Arme griff, damit sie nicht so viel Kummer und Sorgen hatte über ihre Arbeit; denn ich half früh von 5 bis 6 1/2 Uhr und abends von 6 1/2 bis 10 Uhr.“ Zwei anderen Mädchen war der Vater schon frühe gestorben. Als Kinder mußten sie schon hart arbeiten und erhielten oft den ganzen Tag nichts zu essen. Als sie aus der Schule kamen, mußten sie sofort in die Fabrik gehen.

So und noch schlimmer ist das Leben aller der unterjochten Fabrikarbeiterinnen in München. Von einer beruflichen Vorbildung ist auch nirgends die Rede, die Mädchen nehmen erste beste Arbeit, die sich ihnen bietet. Alle hoffen sie, durch eine Heirat in eine bessere Lage zu kommen. In der Regel beginnt damit eben nur eine neue Episode in ihrem elenden Dasein und noch mehr Arbeit und mehr Sorgen, ohne ein wirtschaftliches Besserstellung!

Kanubau bestimmten Bäume gefällt wurden, die dann, nachdem sie im Kofen ausgehöhlt waren, mit Gallo und Gefahre auf Holzflößen bis zum Flußufer gerollt wurden, um dort durch die primitiven Netze in mühevoller Arbeit in schlanke Fahrzeuge verwandelt zu werden. Das Anstrengende war vielmehr das Arbeiten in den schwülen, verräucherten, zwar langgebauten, aber niedrigen Kaminhäusern, die nicht immer Arabiens Wohlgerüche einschlossen. Manche Stunde mußte ich in ihnen zubringen, um Stützen anzufertigen von den bunten, geschmackvoll geschnittenen Kopfbrettern der dicht verhangenen Schlafstellen, von der Anordnung der Räumlichkeiten oder der Konstruktion des Dachgebälks. In ihnen bemühte ich mich, oft vergeblich aus einem alten „Medizinmann“ keine ängstlich behüteten ärztlichen Geheimnisse herauszubekommen, während draußen der Regen in Windböen zur Erde prasselte und drinnen der dicke, heißende Rauch, der keinen Abzug fand, die Augen zum Tränen brachte und den Atem betäubte. Aber auch viele freundliche Erinnerungen habe ich den Stunden zu verdanken, die ich, das Stützenband in der Hand in diesem Kanibalendorf zubachte, während ich den Eingeborenen bei ihren Sinterungen zufah oder ihren Erzählungen lauschte, die ein wunderbares Gemisch von Wirklichkeitsinn und naivem Aberglauben vertietten.

Viele Vorstellungen erinnern an ähnliche unserer Heimat, wie die, daß der Schrei der Eule den Tod eines Menschen im Dorf anzeige. Daneben finden sich andere, die höchst sonderbar berühren, aber auch manche anfangs unverständliche Handlungen der Eingeborenen erklären. So ist die tief eingewurzelte Furcht vor den Europäern zum großen Teil auf den Glauben zurückzuführen, daß diese, mit ihrer weißen Hautfarbe, Nebennäse feien, Seelen abgestorbener Mi-Sjanga, die in veränderter Gestalt unter die Lebenden zurückgekehrt sind. Leberhaupt traut man dem Weißen viele übernatürliche Fähigkeiten zu, eine Auffassung, die eine Parallele in der Rolle findet, die man den hier und da vorkommenden Albinos zuweist, denn solche gelten stets als allwissende „Medizinmänner“.

Die Pietät den Toten gegenüber ist ein sympathisch berührender Zug der Mi-Sjanga, den sie mit vielen andern kanibalischen Völkern gemeinsam haben, wie den überhaupt die Menschenfresserei gerade bei solchen Stämmen gefunden wird, die sich einer verhältnismäßig hohen Kultur erfreuen. Ein Spaziergang, den ich mit Wildbrad durch den Waldfriedhof von Kiffemba machte, zeigte uns sorgfältig angelegte flache Grabhügel in runden Nischen, die aus dem fruchtigen Unterholz herausgeschlagen waren. Auf den Gräbern waren Gegenstände aufgebaut, an denen das Herz der Toten im Leben gegangen hatte, zierliche Erzeugnisse des heimischen Handwerks, wie kunstvoll geflochtene Körbchen, aber auch solche europäischen Ursprungs, wie Petroleumlampen, leere Konservenbüchsen u. a. Die Grabhügel der Frauen waren mit dem abgerollten, gewichtigen Weinschmud der Verstorbenen geschückt, der ganz so aussah wie die Spiralen von Sprungfedermatrassen und höchst grotesk wirkte. Viel Arbeit war auf die Anlage der Hauptlingsgräber verwandt, die ein großer, mehrere Meter hoher Hügel bedeckte. An verschiedenen Stellen waren, ganz wie auf europäischen Friedhöfen, Anhebänke für die Besucher der Gräber angebracht, eine Einrichtung, die wir später bei andern Völkern wieder antrafen.

Sehr schwierig ist es, etwas über den heimlich auch heute noch hier und da ausgeübten Kanibalismus zu erfahren, natürlich deshalb, weil allgemein die schweren Strafen bekannt sind, welche die europäischen Behörden darauf setzen. Viele Gebräuche sind so tief eingewurzelt, daß sie auch der europäischen Kultur lange standhalten, und dann sind es fast stets solche, die ästhetisch am meisten von unseren Anschauungen abweichen. So war der kleine Boy von Herrn Koch — er führte den stolzen Namen

